

[Titel]: Antimuslimischer Diskurs und der Frauen*streik¹

[Lead]: Sind muslimische Frauen beim Frauen*streik ausgegrenzt worden? Wirkt darin ein unbewusster Rassismus der westlichen, weissen Aufklärung nach? Grundlegende Anregungen für eine notwendige Diskussion.

[Autorin]: Meral Kaya

Der Streik von 2019 wurde im Vergleich zu demjenigen im Jahre 1991 als besonders intersektional¹ gefeiert. Ein Artikel in der WOZ beschrieb den Frauen*streik 2019 in Zürich mit folgenden Worten: «Feminismus muss intersektional sein, er muss auch People of Color einschliessen, illegalisierte Frauen, Sexarbeiterinnen, Musliminnen, Behinderte, Lesben, Queers, Trans- und Interpersonen. Dem Frauenstreik 2019 ist das gelungen. Sie alle hatten Platz auf den Bühnen, um ihre Forderungen zu formulieren, allen stand die Euphorie ins Gesicht geschrieben.» (Landolt 2019) Einen Schritt weiter ging ein Eintrag auf dem INES (Institut Neue Schweiz)-Blog: «Wenn 1991 die Stimmen der Migrantinnen nur spärlich oder höchstens über die Lautsprecher der Gewerkschaften zu hören waren, erhoben in vielen Städten dieses Mal auch die Migrantinnen ihre eigenen Stimmen. [...] In diesem Sinne darf der Frauen*streik 2019 auch als erster intersektionaler Streiktag der Schweiz gelten. Das ist neu und stimmt hoffnungsvoll.» (Mateos 2019)

Die beiden Berichte informieren voller Freude und Stolz über diesen erfolgreichen Streiktag – an dieser Wahrnehmung soll hier auch gar nicht gezweifelt werden. Dennoch drängen sich zwei Fragen auf: Ist diese intersektionale Situation wirklich so neu, oder haben wir einfach nur vergessen, dass sich 1991 bereits Frauen* of Colour (F*oC)² am Streik beteiligt haben? Eine kleine Recherche im Sozialarchiv zeigt, dass F*oC auf Bildmaterialien von 1991 durchaus zu sehen sind. Allerdings wird nicht ersichtlich, inwiefern sie beteiligt waren und ob ihre Forderungen von der Streikbewegung aufgenommen wurden. Denn in Broschüren, auf Flyern oder auch in den Manifesten sind sie kaum sichtbar. Die Rede ist von Frauen im Allgemeinen. Vereinzelt tauchen jedoch die Begriffe «Ausländerfrauen» und «Rassismus» (SozArch 1991) auf. Beim Frauen*streik von 2019 sind Rassismus wie auch Intersektionalität als Themen auf Bildmaterial wie auch in Manifesten und auf Flyern sichtbarer. Können wir aber deshalb die Schlussfolgerung ziehen, dass der Streik von 2019 intersektionaler war als der von 1991? Die dürftige Quellenlage zur Beteiligung der F*oC am Frauenstreik 1991 lässt keine vertiefte Analyse dieser Frage zu, was zu einer nächsten Frage führt: Wessen Geschichten schaffen es in die Archive?³

¹Dieser Text ist eine stark überarbeitete Version eines Beitrags, der unter dem Titel *Rassismus am Frauen*streik* in der Zeitschrift *Neue Wege* 12.19 erschienen ist. Ich danke Jovita dos Santos Pinto und Patricia Purtschert für das gemeinsame Nachdenken.

Und ich frage weiter: Verbindet die beiden Streiks nicht eher, dass nichtweisse, migrantische und muslimische Frauen* zwar mitgemacht haben, aber ihre Forderungen kaum aufgenommen und sie selbst marginalisiert wurden? So geschehen zum Beispiel mit den Frauen* der «Foulards Violets». Die Foulards Violets haben sich im Vorfeld des Frauen*streiks 2019 in Genf gegründet – die Farbe Violett ist an die Farbe des Streiks angelehnt. Sie setzen sich für einen intersektionalen Feminismus ein: «In der Schweiz lebende Musliminnen sind sowohl Opfer von Sexismus als auch von Rassismus, wobei die Islamophobie nur eine von vielen Varianten ist. Deshalb können wir unsere Kämpfe nicht aufteilen: Wir müssen sie gemeinsam bekämpfen»⁴ (Foulards Violets 2020). Einer ihrer Kritikpunkte richtet sich gegen das Laizitätsgesetz, das am 10. Februar 2019 in Genf angenommen wurde. Das Gesetz verbietet Parlamentarier*innen und staatlichen Mitarbeiter*innen religiöse Symbole zu tragen. Obwohl das Laizitätsgesetz nicht ausschliesslich auf Frauen* mit Hijab zielt, wurde ein Grossteil der Diskussion rund um Hijabs ausgetragen.⁵

Gleicher Lohn für alle: wer regelt den Zugang zu qualifizierter Arbeit?

Das Laizitätsgesetz wie auch weitere Regelungen rund um das Tragen von «Kopftüchern» führen in der Schweiz dazu, dass Frauen* mit Hijab von repräsentativen und höher qualifizierten (z. B. Lehrer*innen) Funktionen verdrängt werden. Es reiht sich damit in eine gesamteuropäische Tendenz ein, Muslimas* strukturell in den Niedrigarbeitssektor zu lenken (Farris 2017, 15). Wie kommt es also, dass diese geschlechterspezifische Diskriminierung, die vor allem muslimische Frauen* betrifft, nicht in die dominant rezipierten Forderungen des Streiks – wie beispielsweise die Lohngleichheit – aufgenommen wurden? Die Forderung «Gleicher Lohn für gleiche Arbeit» ist wichtiger denn je, spannend diesbezüglich wäre aber, wer denn genau Zugang zu dieser «gleichen» Arbeit hat?

Am 14. Juni 2019 versammelten sich etwa hundert Foulards Violets zum landesweiten Frauen*streik in Genf. Sie hielten Banner und Schilder mit folgenden Parolen: «Ne me liberez pas – Je m'en charge», «Foulards ou pas – c'est mon choix» oder «Mon foulard n'est pas la cause pour mon oppression, mais le prétexte pour mon exclusion».⁶ Die Aussagen sind klar und deutlich: Die Foulards Violets sprechen sich für mehr Selbstbestimmung aus und verurteilen die Diskriminierungen, die sie aufgrund ihres Hijabs erleben. Es sind starke Parolen von starken Frauen* – genau das, was der Frauen*streik landesweit auf die Strasse getragen hatte. Aber nicht alle Streik-Teilnehmerinnen* waren dieser Ansicht. Laut der Zeitung Blick wurden die Foulards Violets mit folgenden Aussagen angefeindet: «Es ist eine Schande» und «Schämt ihr euch nicht, am Frauen*streik teilzunehmen?» (Szopinski 2019). Eine Bekannte, die mit den Foulards Violets am Streik teilgenommen hatte, bestätigte diese Aussagen und fügte noch eine hinzu: «Kehrt in den Iran zurück, wenn euch die schweizerischen Gepflogenheiten nicht gefallen.» Später erfuhr

ich von ähnlichen Vorfällen in Bern, Basel und Zürich. Eine betroffene Frau in Bern entschied sich, den Streik zu verlassen.

Keine der als progressiv geltenden, linken Medien berichtete über solche Vorfälle. Vielmehr lobten sie den Frauen*streik als intersektionale Bewegung. Dabei wurden Muslimas* explizit miterwähnt – aber ihre Inhalte und die Anfeindungen, denen sie ausgesetzt waren, ignoriert. Bedeutet intersektionaler Frauen*streik vielleicht sogar, dass Muslimas* zwar gezeigt, aber nach wie vor nicht gehört werden?

Muslimas* werden in der Schweiz oftmals – und nicht nur von der SVP! – als rückständige Frauen* und Objekte in der Opferposition stigmatisiert, deren einzige Chance zur Emanzipation in der sogenannten westlichen, christlich-säkularisierten Moderne liegt (dos Santos Pinto 2019). Durch eine solche Haltung werden die weiss-europäischen Frauen* als emanzipiert und von frauenfeindlichen Verhältnissen befreit imaginiert. Diese Ansicht folgt einer kolonialen Logik, wonach – mit einer Adaption des bekannten Satzes von Gayatri Spivak – weisse Männer und Frauen braune Frauen vor braunen Männern retten (Spivak 2008, 78).⁷ Die Vorstellung, dass weisse Menschen besser wüssten, was gut für braune Frauen* sei, war Teil einer Legitimationsstrategie für den Kolonialismus und dessen gewaltsame Eingriffe. Diese Logik ist auch in der Schweiz wirkmächtig geblieben und spiegelt sich in der Legitimation für die anhaltende Arbeitssegregation sowie in der restriktiven Migrationspolitik wider. Im gleichen postkolonialen Kontext sind auch die Ereignisse am Frauen*streik in Genf und schweizweit zu betrachten.

Sara R. Farris prägte den Begriff «Femonationalismus». Damit analysiert sie die Mobilisierung feministischer Ideen und Emanzipationskämpfe im neoliberalen Zeitalter für rassistisch gewendete Politiken in westeuropäischen Ländern mit Blick auf unterschiedliche politische Akteur*innen wie rechtsradikale Nationalist*innen, feministische Intellektuelle und neoliberale Kräfte. Diese stellen Frauen* mit Hijab als Opfer ihrer (heterosexuellen) muslimischen Männer* dar, die ausserdem für den Rest der Gesellschaft als gefährlich inszeniert werden (Farris 2017, 1). Ein wichtiger Punkt ihrer Analyse ist, dass sich einige Feminismen mit dem Neoliberalismus an relevanten Punkten verbinden. Dies zeige sich dadurch, dass die Emanzipation reduziert werde auf die wirtschaftliche Integration in die Arbeitswelt (ebd., 139). Die Lohnarbeit werde so zur Etappe stilisiert, die Migrant*innen im allgemeinen und Muslim*innen im besonderen durchlaufen müssten, um die *richtige*, sprich: westliche Emanzipation zu erleben. Farris führt weiter aus, dass diese Frauen* dabei in *diejenigen* Arbeitsbereiche gelenkt würden, in welchen westeuropäische Frauen* nicht mehr sein wollten: Beispielsweise in die Hausarbeit, Putztätigkeiten, Kinderbetreuung und andere Care-Arbeiten. Damit würden diese Feminist*innen (wissentlich oder unwissentlich) dazu beitragen, dass Pflege- und Hausarbeit als geschlechtsspezifischer – und zunehmend rassistischer –

Bestandteil des Arbeitsmarkts reproduziert würde (ebd., 137). Es würden Bedingungen geschaffen und aufrechterhalten, die F*oC in einem Zustand der Unsicherheit hielten: Dieser Zustand sei gekennzeichnet durch unsichere Rechte, institutionelle Diskriminierung und wirtschaftliche Segregation innerhalb rassistischer und geschlechtsspezifischer Nischen des Arbeitsmarktes (ebd., 141).

Genau diese Segregation sprechen die Foulards Violets mit ihrer Kritik am Laizitätsgesetz an. Damit stossen sie auf wenig Verständnis, weil der Säkularismus als historischer Triumph der Aufklärung über die Religion verstanden und mit Vernunft, Freiheit, Frauenrechten und Modernität assoziiert wird. Die Historikerin Joan Scott weist aber darauf hin, dass Säkularismus über lange Zeit die Geschlechtersegregation verstärkt und legitimiert hat und erst seit kurzem als unhintergehbare Grundlage für Emanzipation gilt (Scott 2018, 3).

Säkularismus und Aufklärung als (post)koloniales Argumentarium für Rassismus

Scott weist weiter auf die Verbindung zwischen dem heutigen Säkularismuskurs und seiner Gleichsetzung von Geschlechtergleichheit mit einer antimuslimischen Haltung hin, die ihre Wurzeln in der kolonialen Geschichte hat: während der kolonialen Ausbreitung des Westens im sogenannten Orient wurde immer wieder darauf hingewiesen, wie der muslimische Mann* seine Frau* schlecht behandelte (Scott 2018, 31). Der Islam galt als Zeichen für die arabische Unterlegenheit, das Christentum als Markenzeichen einer weissen Überlegenheit. Die Zivilisierung sollte dann auch dazu dienen, den Status der muslimischen Frau* zu erhöhen, ein Status der vermeintlich schlechter gestellt war, als der der weissen Frauen*, die damals wohlgerneht weder Bürger- noch Mitspracherechte genossen. Diese Ideen werden zur Legitimation der weissen, westlichen und christlichen Überlegenheit herbeigezogen – früher wie auch heute. Auf diese Weise wird die Aufmerksamkeit von den anhaltenden Schwierigkeiten im Zusammenhang mit Geschlechterunterschieden abgelenkt, welche westliche wie auch nicht-westliche, christliche wie auch nicht-christliche Menschen teilen.

Eine solche Argumentationsweise, die sich auf die Geschlechtergleichheit bezieht, und sich zudem als christlich und säkular positioniert, wird nicht nur von der politischen Rechten oder von liberalen Kräften benutzt, sondern auch von feministischen Kreisen aufgegriffen. Sie beziehen sich damit auf einen Säkularismuskurs, der mit Bezug auf die Aufklärung einzig dem Christentum Modernisierungsfähigkeit attestiert und dabei ausser Acht lässt, dass genau diese Aufklärung Frauen* und nicht-weissen-Menschen eine mindere Natur zuschreibt und sie von der Kategorie Mensch ausschliesst.

In diesem Text geht es darum, Rassismus als strukturelles Element unserer Gesellschaft zu verstehen, kritisch zu beleuchten und unsere individuellen, kollektiven und sozialen Positionierungen daraufhin zu befragen. Entsprechend versucht er zu analysieren, weshalb F*oC unsichtbar werden, obwohl sie teilnehmen. Und weshalb sie zwar auf Bildern sichtbar sind, aber ihre Forderungen – solange es sich um welche handelt, die nicht einem weissen christlichen Wertesystem folgen – nicht gehört, geschweige denn als feministische Statements anerkannt werden.

Es braucht weiterhin Mut antirassistische Kritik zu formulieren – denn oft wird darauf defensiv reagiert. Als Frau, die Rassismus schon seit Kindesalter erlebt und regelmässig als Muslima gelesen wird, weiss ich, dass eine der grössten Hürden, solche Momente als rassistisch anzuerkennen, darin besteht, dass Rassismus grundsätzlich verleugnet wird: Es gäbe ihn nicht – nicht mehr. Allenfalls bei den Rechten. Doch dem ist nicht so: Rassismus ist ein gesamtgesellschaftliches Problem. Und nur, weil wir nicht über Rassismus sprechen, heisst das nicht, dass es ihn nicht gibt. Vielmehr werden dadurch rassistische Handlungen normalisiert.

Angesichts der rassistischen Anfeindungen, denen gerade auch muslimische Feminist*innen in Genf, Basel und Bern am Frauen*streik ausgesetzt waren, zielt dieser Text darauf ab, sich Gedanken über eine Dekolonisierung von Feminismus zu machen. Indem muslimischen Frauen* jegliche Selbstbestimmung abgesprochen wurde, wurde am Frauen*streik die feministische Kritik am Laissez-faire-Gesetz – und zwar die Kritik an der Verdrängung von muslimischen Frauen* in den Niedrigarbeitssektor – ignoriert. Die Forderung «gleicher Lohn für gleiche Arbeit» sollte nicht nur die geschlechtsspezifische Ungleichbehandlung thematisieren, sondern auch die rassistierten Arbeitssphären. Denn je höher wir in der Bildungsbiographie steigen, umso «weisser» werden diese hoch qualifizierten Arbeitssphären – von deren Ausschluss muslimische Frauen* besonders betroffen sind. Gleichzeitig sollten wir die Vorstellung einer säkularisierten Gesellschaft hinterfragen, die z. B. die vermeintlich weisse Schweiz und die christlichen Religionen (in welchen auch der Atheismus seinen Platz habe) privilegiert und als demokratie- und emanzipationstauglich beschreibt, während sie dem Islam keinen Platz für all das zugesteht. Diese beiden Gedankenstränge müssen neu gedacht werden – auch in feministischen Kontexten.

Es ist wahr, der Frauen*streik 2019 war überwältigend und ein historisches Moment: Mit über 500 000 Teilnehmenden wurde ein kraftvolles Zeichen gesetzt. Die Euphorie hat aber nicht alle Streikenden erfasst. Lasst uns diese Ereignisse als Anstoss nehmen und fragen, weshalb das so ist. Feminismus als Machtkritik bedeutet nämlich, genau hinzuschauen, welche Positionen zu den schwächsten gemacht werden und diese zu stärken. Es bedeutet zu analysieren, wie bei der

Diskriminierung von Muslimas* Rassismus und Sexismus zusammenwirken. Solidarität würde zudem bedeuten, unterschiedliche Emanzipationsprozesse und Befreiungskämpfe miteinander zu verbinden. Denn nicht nur unsere Unterdrückung ist verschränkt, sondern, wie der F*oC-Block am Frauen*streik in Zürich schrieb: «Auch unsere Befreiung ist aneinandergebunden».

Literatur

Dos Santos Pinto, Jovita, 2019: Samira. Hüterin der Kolonialnostalgie. In: Neue Wege, Heft 10.19., 3-5

Farris, Sara R., 2017: In the Name of Women's Rights. The Rise of Femonationalism. Durham.

Foulards Violets, 2019: Cahier de revendications. lesfoulardsviolets.org/2019/06/07/cahier-de-revendications-les-foulards-violets/

fbclid=IwAR3cZGXwamBr9wxvjlxTgJE6dPSXib1KVdaxvxFXK_pVtfIU4HLV9Wg2fkQ

(Abfrage 23.01.2020)

Landolt, Noemi, 2019: Schluss mit dem Patriarkater! Die Frauenstreik-Bewegung entwickelte eine Wucht, die man(n) nicht mehr ignorieren kann. www.woz.ch/1925/frauenstreik/schluss-mit-dem-patriarkater (Abfrage 22.1.20)

Mateos, Inés, 2019: Frauenstreik 2019 – der Kampf ist intersektional.

institutneueschweiz.ch/De/Blog/205/Frauenstreik_2019_Der_Kampf_ist_intersektionell (Abfrage 22.1.20)

Scott, Joan Wallach, 2018: Sex & Secularism. Princeton

SozArch (Schweizerisches Sozialarchiv), Sachdokumentation: Sammlung Dokumente zum Frauenstreik 1991.

www.sozialarchiv.ch/wp-content/uploads/2019/04/Sammlung_Dokumente_Frauenstreik_Teil1.pdf

(Abfrage 10.2.2020)

Spivak, Gayatri Chakravorty, 2008: Can the subaltern speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation. Wien.

Szopinski, Marsel, 2019: Unschöne Szenen in Genf. Muslimas am Frauenstreik wegen Kopftüchern angepöbelt. www.blick.ch/news/schweiz/westschweiz/unschoene-szenen-in-genf-muslimas-am-frauenstreik-wegen-kopftuechern-angepoebelt-id15374056.html (Abfrage 25.1.20)

¹ Intersektionalität untersucht das Zusammenwirken sozialer Ungleichheitsmechanismen. Dabei werden die verschiedenen Unterscheidungskategorien nicht additiv, sondern in ihrer Verwobenheit und Wechselwirkung betrachtet. Zudem werden gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse analysiert und geschaut, wie dominante und unterdrückte Positionierungen in diesen funktionieren.

² Das * Sternchen steht für alle, die sich nicht in eine Kategorie einordnen wollen. Es soll sichtbar machen, dass es kein einheitliches «wir», wie zum Beispiel «wir Frauen», gibt (Anmerkung der Autorin).

³ Die Recherche dazu würde den Rahmen dieses Artikels sprengen, da hier ein Forschungsraum eröffnet wird, bei dem nicht mit gängigen Methoden und Fragestellungen gearbeitet werden kann. Für die Aufarbeitung dieser unsichtbaren Geschichten müsste beispielsweise stärker mit Oral History gearbeitet werden als mit archivierten Quellen, um die vielen Lücken und Leerstellen befragen zu können.

⁴ Original Wortlaut: Les femmes musulmanes vivant en Suisse sont en proie tant au sexisme qu'au racisme, dont l'islamophobie n'est qu'une des nombreuses variantes. De ce fait, nous ne pouvons compartimenter nos luttes : nous nous devons de les mener de front.

⁵ Genauso das Kopftuchverbot in Basler Gerichtsälen, das seit 2018 gilt: Obwohl darauf bestanden wurde, dass es nicht um eine Abstimmung über das Kopftuch ginge, rahmte dieses Bild die Diskussion. Zumal die Bewerbung einer Juristin mit Kopftuch ausschlaggebend war, um überhaupt darüber nachzudenken.

⁶ «Hört auf mich zu befreien – ich kümmere mich selbst darum», «Kopftuch oder nicht - das ist meine Wahl», «Mein Kopftuch ist nicht der Grund für meine Unterdrückung, sondern der Vorwand für meinen Ausschluss».

⁷ Spivak machte darauf aufmerksam, dass es bereits zu Zeiten des Kolonialismus galt, die indigene Frau vor ihrer eigenen, frauenverachtenden Kultur zu retten. Die sogenannten zivilisatorischen Eingriffe der Kolonialmacht wurden mit der Vorstellung «weisse Männer retten braune Frauen vor braunen Männern» legitimiert.